

**Zeitschrift:** Schaffhauser Beiträge zur Geschichte  
**Herausgeber:** Historischer Verein des Kantons Schaffhausen  
**Band:** 64 (1987)  
  
**Artikel:** Die Briefe Johann Conrad Fischers an Heinrich Zschokke  
**Autor:** Ruh, Max  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-841693>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 29.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Briefe Johann Conrad Fischers an Heinrich Zschokke

von Max Ruh

Im Staatsarchiv des Kantons Aargau befinden sich im Nachlass Heinrich Zschokkes acht Briefe Johann Conrad Fischers, welche dieser im Zeitraum von 1831 bis 1848 an den aargauischen Schriftsteller und Publizisten geschrieben hatte. Sie bereichern Fischers literarischen Nachlass, der leider nur bruchstückhaft erhalten geblieben ist. Die Briefe sind insofern von besonderem Interesse, als aus ihnen verschiedene Einzelheiten aus Fischers Leben entnommen werden können, die in seinen «Biographischen Notizen zum Stammregister des Geschlechts der Fischer in Schaffhausen»<sup>1</sup> nicht enthalten sind. Die von Fischer herausgegebenen Taschenbücher über seine Reisen zeichnen sich durch kühle Sachlichkeit aus. Nur selten sind ihn selbst betreffende, persönliche Äusserungen zu finden. Um so wertvoller ist es, durch diese Briefe weitere Informationen von Fischers eigener Hand erfahren zu können. Beispielsweise erhalten wir endlich Aufschluss über Fischers wichtigste Schwenkung im Berufsleben, den Wechsel vom Kupferschmied und Glockengiesser zum Stahl- und Feilenfabrikanten: Wortbrüchigkeit und Liederlichkeit eines Giesers hatten ihn dazu gebracht, selber zum Guss von Eisen überzugehen.

Während der Restaurationszeit, also zwischen 1815 bis 1830, bildete sich unter der anscheinend ruhigen Oberfläche des damaligen Staates eine kleine Schicht politisch interessierter Menschen heraus, die sich an neuen Gedanken orientierten und mit wachsender Ungeduld sich in die Mitverantwortung am Staat drängten. Zu den Vertretern der neuen Ideen des Liberalismus gehörte auch Heinrich Zschokke, der als Schriftsteller und als Herausgeber des «Schweizer-Boten» von Aarau aus für die neuen Ansichten warb<sup>2</sup>. So fanden im «Schweizer-Boten» viele Artikel Aufnahme, die in andern Kantonen infolge herrschender Pressezensur nicht ver-

---

<sup>1</sup> Das Manuskript befindet sich im Werkarchiv Georg Fischer. Gedruckt in Johann Conrad Fischer, *Tagebücher*, Schaffhausen 1951, 769-795.

Vgl. Karl Schib und Rudolf Gnade, *Johann Conrad Fischer 1773-1854*, Schaffhausen 1954, und Hans Boesch, *Die Unternehmungen von Johann Conrad Fischer*, Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen 4, 1952.

<sup>2</sup> Holger Böning, *Heinrich Zschokke und sein «Aufrichtiger und wohlerfahrener Schweizerbote»*, Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Band 193, Bern 1983.



öffentlich werden durften. Hier und in der von Paul Usteri geleiteten «Neuen Zürcher Zeitung» konnten auch die Schaffhauser Liberalen ihre Auffassungen kundtun, denn die Pressezensur wurde in Schaffhausen erst am 4. März 1831 endgültig aufgehoben<sup>3</sup>.

In Nummer 51 vom 23. Dezember 1830 brachte «Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizer-Bote» einen Artikel, dessen Verfasser sich unter dem Decknamen eines Fabian Rechtlieb versteckte. Zusammenfassend gab der Verfasser die politischen Forderungen der Landschaft bekannt, die ihren sichtbaren Ausdruck in der Aufrichtung eines Freiheitsbaumes in Hallau am 30. November 1830<sup>4</sup> gefunden hatte: Teilung von Stadt- und Staatsgut, Trennung von Gewalten und bessere Vertretung der Landschaft in den Behörden. «In allen Kantonen sind die Gemeindevorsteher auf der Seite des Volks; bei uns das Gegentheil; es thut ihnen zu wohl, unter dem Schutze dieser Regierung wieder im Kleinen zu regieren. Aber es kommt ein Tag! Er naht!»

Diesen Artikel las auch Johann Conrad Fischer, seit 1828 Mitglied des Grossen Rates. Er war sich im klaren darüber, dass vernünftige Zugeständnisse an die Opposition, die eine Änderung der staatlichen Ordnung im Geiste der Volkssouveränität verlangte, nicht mehr zu umgehen waren. Doch war es nicht eigentlich der politische Inhalt des Artikels, den Fischer bewog, einen Brief an Zschokke als Redaktor des «Schweizer-Boten» zu richten und ein Anliegen vorzubringen. Es war jener Passus über Sensal Maurer, seinen ehemaligen Schwager<sup>5</sup>, der seinen Widerspruch hervorrief. Fabian Rechtlieb schrieb nämlich: «Aber es war einmal ein Sensal Maurer, ein wackerer Familien-Vater, ein charakterfester Mann, der alles in sich vereinigte; dieser bekam einst die unglückliche Idee, dass das Stadt- und Staatsgut getheilt sein sollte: dafür wurde ihm sein Landgut verkauft, dafür wurden seine Frau und Kinder da und dorthin vertheilt, und er musste im Irrenhaus sterben. Das schreckt ab.»

Fischer kannte Zschokke schon seit seiner ersten Zeit als kantonaler Bergwerksadministrator. Im Jahre 1806 hatte er vernommen, dass der aargauische Oberforst- und Bergwerksdirektor Heinrich Zschokke in Sulz bei Laufenburg nach Kochsalz hatte bohren lassen. Fischer wandte sich damals an seinen aargauischen Kollegen, um von ihm zu erfahren, welche Art von Bohrer er verwendet hätte<sup>6</sup>. Dieser ersten Anfrage folgten, wie den Äusserungen Fischers zu entnehmen ist, weitere Briefe, aber auch persönliche Begegnungen, so dass der Kontakt erhalten blieb.

---

<sup>3</sup> Eduard Joos, *Parteien und Presse im Kanton Schaffhausen*, in Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 52, 1975, 58.

<sup>4</sup> Karl Schib, *Geschichte der Stadt und Landschaft Schaffhausen*, Schaffhausen 1972, 407.

<sup>5</sup> Johann Jakob Maurer (1764–1814), Sensal (Gütermakler), verheiratete sich 1795 mit Verena Margareta Fischer (1775–1847), einer Schwester Johann Conrad Fischers.

<sup>6</sup> Brief Fischers an Zschokke vom 16. Februar 1848.





H. ZSCHOKKE .

Heinrich Zschokke (1771-1848)  
(Graphische Sammlung der Zentralbibliothek Zürich)



In götts nem individu fluss id waage; der engung  
 ungenügendes dages Zeitgemachten nassig zu vñge. Und  
 wir die fñge und dem fñge gemachten nassig dñge.  
 li fñge dñge dñge mñge. In fñge mñge fñge  
 fñge fñge;

Lndna. 6 Junij. 41.

fñge  
 fñge fñge fñge

Eintrag Heinrich Zschokkes in Fischers Stammbuch  
 (Museum zu Allerheiligen, Schaffhausen)

Fischer bat nun Zschokke in seinem Brief vom 1. Januar 1831, den wahren Namen des Einsenders jenes Artikels bekanntzugeben, «damit er dadurch veranlasst werde, entweder die Wahrheit seiner Angaben darzutun oder dieselbigen, was ihn einzig wieder zu Ehren bringen kan, öffentlich zurückzunehmen».

In der ersten Nummer des Jahres 1831 vom 6. Januar brachte der «Schweizer-Bote» eine Entgegnung aus der Feder von Franz Anselm von Meyenburg-Stokar<sup>7</sup>, der zu jener Zeit eher den liberalen Kräften im Kanton zuzurechnen war. Er verteidigte die Schaffhauser Verfassung von 1826, «die zwar unvollkommen, aber doch weit besser als die frühere ist», und sprach sich gegen eine erneute Verfassungsänderung aus. Im übrigen stellte Meyenburg auch die Angelegenheit in bezug auf Sensal Maurer richtig: «Mord an einem zweiundachtzigjährigen Vater verübt, ist eine Unthat, vor der wohl jedermann zurückschaudert. Einer solchen That (durch Vergiftung) beschuldigte mit einer beispiellosen Beharrlichkeit Sensal Maurer seinen Schwager, ein im In- und Ausland mit Recht allgemein geachteter Mann. Das Grundlose der Klage aber wurde durch die strengste Untersuchung auf das Unzweideutigste erwiesen, und dem Verläumder ward verdienter Lohn in der Gefangenschaft, wo ein Selbstmord sein vielbewegtes Leben endete. Maurers wackere Wittve aber blieb in dem ruhigen Besitz der ganzen Verlassenschaft ihres Mannes, mithin auch seines Landgutes. Ob Maurer, wie schon so viele bei uns, auf Trennung des Stadt- von dem Staatsgute angetragen, ist mir unbewusst; das

<sup>7</sup> Karl Schib, Franz Anselm von Meyenburg-Stokar (1788–1864), in Schaffhauser Beiträge 46, 1969, 192–195.



kann und muss ich aber versichern, dass keiner noch wegen einem solchen Verlangen zur Verantwortung, viel weniger noch zur Strafe, gezogen wurde; dass aber jeder, der eine richtige Ansicht von unserm Finanzwesen hat, sich leicht überzeugt, wie eine solche Trennung für Stadt und Land verderblich wäre.»

Bereits Nummer 3 des «Schweizer-Boten» mit dem Bericht über die Versammlung der Zünfte zu Stadt und Land aber zeigte, dass eine politische Erneuerung von breiten Kreisen gewünscht wurde. Schon am 2. Juni 1831 besass der Kanton Schaffhausen eine neue Verfassung, die jeden Herrschaftsanspruch der Stadt gegenüber der Landschaft beseitigte<sup>8</sup>. Mit dieser neuen Verfassung wurde der Stadt im Kanton der Platz einer Gemeinde zugewiesen. Damit hatte Schaffhausen drei wichtige Aufgaben zu bewältigen, nämlich eine Stadtverfassung zu schaffen, die für die Verwaltung notwendigen Behörden zu bestellen und die Trennung von Stadt- und Staatsgut vorzunehmen.

Die Bestellung der städtischen Behörden war recht beschwerlich, denn mehrere als geeignet erachtete und deshalb gewählte Männer konnten sich nicht zur Annahme der Wahl entschliessen. Ebenfalls schwierig war die Wahl des Stadtpräsidenten. Alle um die Zukunft der Stadt besorgten Bürger atmeten auf, als Johann Conrad Fischer die Wahl annahm. Während vier Jahren führte er in überlegener Weise die Geschicke der Stadt Schaffhausen, war ein Mann des Ausgleichs und half mit, die Ausscheidungsverhandlungen zwischen Stadt- und Staatsgut zu einem glücklichen Abschluss zu bringen<sup>9</sup>.

Ein weiteres Zeugnis für das Andauern der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Fischer und Zschokke ist ein Brief Fischers, den dieser am 3. Juli 1839 während eines Kuraufenthaltes in Baden schrieb. Gegenseitige Besuche vertieften die Freundschaft. Mit Interesse hatte Zschokke die im Druck erschienenen Tagebücher Fischers von seinen Reisen gelesen. Im Jahre 1847 machte er Fischer den Vorschlag, diese Tagebücher neu herauszugeben und mit einer biographischen Skizze einzuleiten. In seinem Brief vom 21. September zeigte sich Fischer etwas überrascht, denn die Tagebücher schienen ihm für eine Gesamtausgabe zu wenig zusammenhängend zu sein. Die Biographie hingegen, so meinte er, könnte «insofern sie nur die eines Handwerkers ist, vorzüglich um der Neuheit willen einiges Interesse darbieten». Fischer verglich die zu schreibende Biographie mit der Novelle «Meister Jordan, oder Handwerk hat goldenen Boden», die Zschokke 1845 bei Sauerländer in Aarau hatte

---

<sup>8</sup> Johannes Winzeler, *Die Staatsumwälzung im Kanton Schaffhausen von 1831*, Schaffhausen 1931.

<sup>9</sup> Carl August Bächtold, *Die Einführung der Kommunalverfassung und der erste Stadtpräsident in Schaffhausen im Jahre 1831*, in *Mitteilungen aus dem Schaffhauser Stadtarchiv* 1, 1914, 1–26.



erscheinen lassen<sup>10</sup>. Die Lebensgeschichte des Veit Jordan, Sohn einer bescheidenen Kesselflickerfamilie, der dank der Einsicht seiner Eltern gute Schulen besuchen konnte, die Wanderschaft reichlich zu seiner Weiterbildung nutzte und nach seiner Rückkehr in die Heimat ein eigenes Industrieunternehmen begründete, zeigt deutlich, dass Zschokke bei der Abfassung auch Teile der Lebensgeschichte Johann Conrad Fischers in seine Novelle mit einbezogen hatte.

Fischer beschäftigte sich mit grosser Ernsthaftigkeit mit der Neuherausgabe seiner Tagebücher und verbat sich gegenüber dem formal gewiss gewandteren Herausgeber jede Verbesserung. So betonte er in bezug auf seinen Erstlingstext, der Schwedenreise, dass er «ganz mit allen Fehlern des Styls, der Orthographie und Interpunktion, ja selbst der grammatikalischen belassen werde, weil es eben schon in dem Buch steht, dass ich alles so belassen habe, wie es von Anfang an gewesen».

Besonderen Wert legte Fischer darauf, dass auch seine Berichte über die Begegnungen mit fürstlichen Persönlichkeiten in die Gesamtausgabe der Tagebücher aufgenommen würden, insbesondere seine Gespräche mit Erzherzog Johann von Österreich. Diese Berichte seien «buchstäblich wahr». Erzherzog Johann gehört zu den Pionieren des industriellen Zeitalters in Österreich. Schweizer Lehrer prägten das umfassende Weltbild dieses bürgerlich gesinnten Habsburgers. In der Steiermark verwirklichte der liberale Prinz in Eigeninitiative das Reformprogramm der habsburgischen Aufklärung<sup>11</sup>. Johann Conrad Fischer war es vergönnt, die Bekanntschaft dieser hervorragenden Persönlichkeit zu machen und in der Zeit zwischen 1826 und 1845 Erzherzog Johann zehnmal zu einem Gedankenaustausch treffen zu können.

Am 21. Oktober 1847 bat Fischer den Erzherzog um Erlaubnis, drei seiner Besuchsberichte über Zusammenkünfte mit ihm in der Gesamtausgabe der Tagebücher veröffentlichen zu dürfen. Durch seinen Adjutanten liess ihm dieser seine Zustimmung mitteilen.

Zschokke nahm die von Fischer gelieferten Materialien mit Interesse entgegen und begann mit der Ausarbeitung der Biographie. Am 2. Juni 1847 war Heinrich Remigius Sauerländer, Zschokkes und Fischers bisheriger Verleger, gestorben. Da sein Sohn Johann Remigius sich mehr um das Soldatenhandwerk als um den Buchverlag kümmerte, wandte sich Zschokke im Februar 1848 an den Bruder des Verstorbenen, David Sauerländer, Buchhändler in Frankfurt am Main. Er schlug ihm zunächst vor, das Lebensbild Fischers als Gegenstück zum «Meister Jordan» zu veröffentlichen. Als weiteren Vorschlag unterbreitete Zschokke ihm den

---

<sup>10</sup> Karl Schib, *Heinrich Zschokke als Biograph des Schaffhauser Erfinders Johann Conrad Fischer*, in *Argovia* 72, 1960, 242.

<sup>11</sup> Hans Magenschab, *Erzherzog Johann*, Graz 1981, 296.341 *Erzherzog Johann von Österreich* (Landesausstellung 1982 in Stainz) 1-2, Graz 1982.





Johann Conrad Fischer (1773-1854)  
Bildnis von Matthias Rudolf Toma 1838  
(Museum zu Allerheiligen, Schaffhausen)



Neudruck der Tagebücher. Mit dem Tod Heinrich Zschokkes am 27. Juni 1848 fand das ganze Unternehmen ein plötzliches Ende. Für Fischer musste der Verzicht auf eine Neuherausgabe seiner Tagebücher eine herbe Enttäuschung gewesen sein. Zschokke hinterliess ein Fragment der Biographie Johann Conrad Fischers. Es war seine letzte schriftstellerische Arbeit gewesen, mit der er sich beschäftigt hatte. Das vierzehnteilige Manuskript, das sich im Nachlass Zschokkes befindet, erzählt getreu nach Fischers Angaben das Herkommen, die Jugendzeit und die Reise als Geselle bis nach Kopenhagen<sup>12</sup>. Zschokkes Anliegen, das Leben Fischers als beispielhaft darzustellen, ist deutlich sichtbar. Es soll den Zweiflern beweisen, dass Handwerk goldenen Boden hat. Fischer und Zschokke waren trotz der Verschiedenheit ihrer politischen Bekenntnisse sich einig im Glauben an die Bildungsfähigkeit des Menschen. Angesichts des aufsteigenden technischen Zeitalters waren sie zudem davon überzeugt, dass alle geistigen Werte zu erhalten und zu verteidigen seien.

### Die Briefe Fischers an Zschokke<sup>13</sup>

#### 1

*Wehrtgeschätzter Freund!*

*Jahre sind vergangen, seit ich das Vergnügen hatte mich mit Ihnen mündlich oder schriftlich zu unterhalten, nun aber, ohne dass ich es vermuthete, finde ich mich veranlasst an dem ersten Tage dieses verhängnisvollen, Gott gebe für unser liebes Vaterland wenigstens noch erträglichen Jahres, an Sie zu schreiben – mögen Sie die Überzeugung erhalten dass dieses durchaus ohne Nebenabsicht, sondern einzig um des Guten und Wahren willen geschieht.*

*Ein Aufsatz in Ihrem Schweizerboten No. 51, von Fabian Rechtlieb unterzeichnet, hat hier grosses Aufsehen und allgemeine Missbilligung verursacht, weil nicht nur die Tendenz desselben dahin geht, statt Eintracht Zwietracht hervorzubringen und dadurch A l l e n zu schaden, sondern weil der Verfasser obigen Aufsatzes wissentlich (denn sonst könnte er ja nicht über Personen und Sachen reden, die er gekannt haben muss) der Lüge sich bedient hat, als er der Geschichte des Sensal Maurers erwähnt, um demselben Interesse und Folgen zu geben. Die Lüge selbst besteht darinn (was auch andere schon vor mir öffentlich bemerkt haben), erstlich dass um seiner Äusserung willen, Staats- und Stadtgut möchte getrennt werden, ihm*

---

<sup>12</sup> Das Fragment ist abgedruckt in *Argovia* 72, 1960, 250–260.

<sup>13</sup> Die Transkription der Briefe besorgte Dr. Gerhard Rex.



der Prozess gemacht worden, und in Folge dessen er im Irrenhause habe sterben müssen, und dann, dass man seiner Familie ihr Besizthum weggenommen und sie in fremde Länder zerstreut habe.

Zu der Zeit, wo er um eines Vergehens willen und dessen auf das Äusserste getriebenen Läugnung, zuletzt aber erfolgtem Eingeständnis, ehr- und wehrlos gemacht worden, war noch keine Rede über Theilung von Staats- und Stadtgut, denn es war noch vor der Revolution in der Schweiz – also wegen diesem wurde ihm keinerley Art von Prozess gemacht.

Nebst obigen aber wegen vieler anderen schlechten Handlungen verachtet und in perrennirender Ehrlosigkeit, hatte er zu den öffentlichen Angelegenheiten nichts mehr zu reden und noch viel weniger wurde auf seine Stimme, die je nachdem es sein Interesse erheischte, einmahl zu Wiedereinführung des ewigen Zugs, eines der ungerechtesten Überbleibsel der Lehnsherrschaft und Willkührlichkeiten des Mittelalters, und dann wieder (wie ein öffentliches Blatt sehr wohl bemerkt hat) zum Verrath und zur Anschwärzung seiner Mitbürger an den damaligen französischen Geschäftsträger Mengaud<sup>14</sup> sich hingab, geachtet.

Was das Ereigniss mit mir als seinem gewesenen Schwager anbelangt, darüber habe ich wenig zu sagen. Gott hat gerichtet! Er war dem Bösen ergeben und fiel ihm anheim. Dass seiner je wieder erwähnt werden würde, und besonders in dieser Art, wie der Einsender jenes Artikels es gethan hat, auf den gewiss eine jede andere Benennung besser passen mag als die von Rechtlieb, glaubte niemand als wer da glaubt, dass sich die Erfüllung des Ausspruchs in der Offenbarung Cap. 20 V. 13<sup>15</sup> periodisch wiederhohle. Seine hinterlassene Familie folgte Jahre nach der Catastrophe mit ihm der Frau von Krüdener<sup>16</sup>, von welcher sie Proselyten wurden, freywillig und baut ihr Glück unter einem andern Himmelsstrich, wo örtliche Erinnerungen ihr nicht wehe thun<sup>17</sup>.

Nach dieser Darstellung nun mein wehrter Freund, für deren Wahrheit ich mit meiner Ehre bürge, glaube ich nicht, dass es Ihnen kan gleichgültig seyn, dass Sie und Ihr Blatt Behufs schlechter Absichten und der Lüge so missbraucht werden, und ich wünsche desmalen als ein Mann, der Sie wegen Ihrem überwiegenden Talent als Schriftsteller, in welcher Beziehung Sie mich schon oft erfreut und belehrt haben, noch mehr aber wegen Ihrem rechtlichen, schon oft durch die That bewährten Sinn und meiner Überzeugung, dass Ihnen die Wahrheit und die Verbreitung derselben wichtiger

---

<sup>14</sup> Joseph Mengaud war seit 1797 französischer Geschäftsträger in der Schweiz.

<sup>15</sup> Und sie wurden gerichtet, jeder nach seinen Werken.

<sup>16</sup> Barbara Juliane Freifrau von Krüdener, geborene von Vietinghoff (1764–1824). Durch Reisen, persönliche Beziehungen und Briefe übte sie weitgehenden Einfluss auf die Erweckungsbewegung in der Schweiz und Süddeutschland aus. RGG<sup>3</sup> 4, 82.

<sup>17</sup> Ernst Steinemann, *Frau Margareta Maurer-Fischer im Mühltal und ihre Kinder auf dem Wege nach der Krim*, in Mittheilungen aus dem Schaffhauser Stadtarchiv 7, 1966, 67–162.



*seye als Nebenrücksichten, schätzt, dass Sie in Ihrem Blatt oder durch schriftliche Mittheilung an mich den Einsender erwähnten Aufsazes unter seinem wahren Namen anzuzeigen belieben möchten, damit er dadurch veranlasst werde, entweder die Wahrheit seiner Angaben darzuthun oder dieselbigen, was ihn einzig wieder zu Ehren bringen kan, öffentlich zurückzunehmen.*

*Glauben Sie, dass es nothwendig seye, was ich aber fast nicht denke, weil Sie Kraft und Muth und Einsicht genug haben, für sich zu handeln, dass Sie meinem Brief Publizität geben um sich gegen den Anonymus (der ganz in andern Absichten geschrieben hat als der in der gleichen Nummer sich unterzeichnete S. S.) zu rechtfertigen, so überlasse ich dieses gänzlich Ihrem Ermessen und bitte Sie nur, wenn auch der Inhalt dieser Zuschrift Ihnen unangenehm seyn sollte, sich dennoch meiner aufrichtigen freundschaftlichen Wehrtschätzung versichert zu halten.*

*Schaffhausen, den 1. Januar 1831*

*J. C. Fischer  
Oberstlieutenant und Cantonsrath*

2

*Verehrtester Freund!*

*Zwey Herzenswünsche veranlassen mich, Ihren lieben Brief von gestern sogleich wieder zu beantworten, selbst auf die Gefahr hin dass Sie nicht mehr in Aarau sind, wovon der erste ist, dass Sie nebst Ihrer lieben Celestine<sup>18</sup> recht glücklich und vergnügt reisen mögen, und der zweyte, dass Sie mit ihr nun unfehlbar auf Ihrem Rückweg zu mir kommen. Schaffhausen ist von Bayern und Württemberg her das Thor in die Schweiz, und dieses besagt alles. Zur Unterhaltung für Ihre Tochter habe ich eine Enkelin von 11 Jahren<sup>19</sup>, die sich sehr freuen wird, mit einem so weit gereisten Frauenzimmer zu sprechen und Freundschaft zu pflegen. Auch zu der Höllenfahrt wünsche ich Ihnen alles Vergnügen, und in der Hofnung, mein Brief erreiche Sie noch vorher, bemerke ich, dass am Ende von diesem Pandaemonium durch welches Sie komen, linker Hand ein Haus steht, ehe Sie in das Paradies und wie billig unmittelbar nachher in das Himmelreich eintreten, wo man immer frische Forellen und excellenten Markgräfler antrift<sup>20</sup>.*

---

<sup>18</sup> Celestine ist die jüngste Tochter Zschokkes.

<sup>19</sup> Stadtarchiv Schaffhausen, Genealogische Register, Fischer 20: Sabina Catharina Fischer, älteste Tochter Johann Conrad Fischers, verheiratete sich mit Ernst Leopold Reinhard Schwalb, Besitzer der Apotheke zur Taube. Vgl. Otto Keller, *Apotheken und Apotheker der Stadt Schaffhausen*, in Schaffhauser Beiträge 56, 1979, 57. Werkarchiv Georg Fischer, Stammregister des Geschlechts der Fischer 9: Mathilde Schwalb nata 25. Februar 1827.

<sup>20</sup> Offenbar eine Anspielung auf Höllental, Paradies (?) und Himmelreich bei Kirchzarten im Breisgau.



Wie sich Ihre Sinnes- und Geistesverwandte, Welker und Rottek<sup>21</sup>, die ich zwar persönlich nicht kenne aber sehr hoch schätze, freuen werden Sie zu sehen, kan ich mir wohl vorstellen. Sollte der Zufall es fügen, und wie gerne benutzt man nicht den Zufall, um Ihre persönliche Bekantschaft zu machen, dass Sie mit dem Fürsten von Fürstenberg oder mit dem Finanzminister von Bökh zusammen kommen würden, so dürfte es diesen Herren wohl nicht unangenehm seyn, wenn Sie meiner in ein paar Worten empfehlend erwähnen. Es sind so, wie ich sie kenne, zweyfürtreffliche Männer, und wenn sie schon in der Gesellschaft eine etwelche andere Stellung einnehmen als wir und Ihre Freunde, so hat sie doch ihr Rang nicht verdorben. Sie besorgen mein lieber Freund, dass ich krank seye, weil ich das Bad gebrauchen mü s s e : Ich bin es Gottlob nicht. Um die Folgen einer Knieverletzung von letzterem December her (periodische Schmerzen und etwelche Geschwulst) zu heben, hat mich der Arzt hieher condannirt. Er sagt in 3 Wochen werde es gut seyn; ich hoffe es. Dass ich aber noch muss das Wasser trinken, ist übertrieben! Wie soll dasselbe in das Knie kommen? Dass der Wein zuweilen den Leuten in die Füße komme, davon habe ich schon gehört, aber vom Wasser nicht, wenigstens von dem nicht welches man trinkt. Ihre wehrte Sohnesfrau werde ich mir morgen die Ehre geben zu besuchen, und zwar mit Ihrem Brief in der Hand; ich wüsste keinen besseren Geleitsman. Die einzige Gesellschaft die ich bis dahin gehabt habe besteht in Swedenborgs<sup>22</sup> [- - -] *De commercio animae et corporis* und *De equo albo*. Wie ich d a z u komme, werden Sie sich wundern. Es geschah ganz von ungefähr vor ein paar Wochen in Lindau. In Dänemark und Schweden hörte ich so vieles von diesem Manne reden, dass ich diese Bücher mit mir nahm. Ist keine Biographie von diesem jedenfalls sonderbaren Seher vorhanden? Wenn nicht, so wäre es der Mühe wert, eine (treue nemlich) zu schreiben, und eben so sehr für andere, sie dann zu lesen. Er scheint mir ein sich selbst bewusster Somnambül gewesen zu seyn. Weil ich gerade auf diesen Punkt komme, so stelle ich, mein verehrter Freund, eine sonderbare Frage an Sie. Haben Sie, da Sie Würtemberg durchreisen, nicht auch Weinsberg und den Dr. Leonor in Ihrem Plan? Sie haben in Ihrer Verklärung durch den Mund der Gräfin so schöne und tiefgedachte Sätze über unser erst in neuester Zeit wieder zu Ehren gezogenes Doppelleben vorgetragen, dass die Data von dort, die Sie übrigens gewiss schon kennen, Stoff, der Aufenthalt aber an Ort und Stelle, Ihnen bestimmte Veranlassung geben würde, die Welt wieder mit einer lieblichen und lehrreichen Erzählung zu erfreuen. Brauchen Sie dann noch etwas als Episode oder Parabel, so will ich Ihnen dasselbige bey mir in Schaffhausen verschaffen. Ein sehr prosaischer Nagelschmidsgeselle, J. Pfenninger von

<sup>21</sup> Karl Theodor Welcker (1790–1869), Professor der Rechtswissenschaft. ADB 41, 660–665.

<sup>22</sup> Hermann Rodecker von Rotteck (1816–1848), Historiker und Publizist. ADB 29, 390.

Emanuel Swedenborg (1688–1772), hervorragender Bergbaufachmann, Erfinder, Mathematiker, Philosoph, vielseitiger Naturforscher und in den letzten 29 Lebensjahren Seher und visionärer Theologe. RGG<sup>3</sup> 6, 535.



Zürich, wurde bey seinem noch prosaischeren Meister (H. Fehrlin) plötzlich *Somnambül*. Seine Behandlung durch einen unserer geschiktesten Ärzte, dessen Beobachtungen und die getreue Erzählungen seines Meisters und der Hausgenossen von den statt gehabten Vorgängen und Erscheinungen machen die Sache sehr interessant, und namentlich auch darum, weil darinn zwey Umstände vorkamen, die so viel ich weiss noch nicht oft oder gar nicht beobachtet worden sind. Da ich nicht das Glück habe *Somnambül* zu seyn oder für den Augenblick mit einem oder in einer Rapport zu stehen, so muss ich mit dem wiederholten Wunsch schliessen, dass Sie mir zu rechter Zeit auf irdischem Wege Ihre Ankunft bey mir wissen lassen, da Sie mich doch im Verdacht haben, ich befinde mich jeden Augenblick 10 Grade südlich oder nördlich von der Heymath. Wo nun ich indessen seyn mag, dürfen Sie an meine fürdaurende Hochschätzung glauben.

Ihr ergebener  
Fischer

Baden im Aargäu, den 3. July 1839

3

So leid als es mir, mein verehrter Freund, einerseits thut, dass ich nicht mehr in Baden war, als mich Ihr Herr Sohn besuchen wollte, um so angenehmer ist es mir, dass er nun jedenfalls hieher kommen wird, und beziehe mich in dieser Hinsicht nochmals auf das, was ich bereits Ihnen deshalb geschrieben habe. Bezüglich auf die Zeit seiner Anherkunft würde ich es auch am besten erachten wenn es am 26. dieses geschehen könnte, weil am 27. der Herr Bek, Zeichnungslehrer<sup>23</sup>, dessen ich in meinen Brief an Sie erwähnt habe<sup>24</sup>, mehr frey ist als an den folgenden Tagen der Woche, obschon indessen, wenn zufällig für Ihren Herrn Sohn Verhindernisse auf obige Tage eintreten sollten, dieses auch nichts zu sagen hat.

Ihre Aufmunterung, sowohl die drey kleinen Broschüren, die ich seit Jahr und Tagen (wovon die Ursachen jedesmahl angegeben sind) habe durch den Druk, aber nicht für den Buchhandel, habe vervielfältigen lassen, so wie dann noch die freundschaftliche Anerbietung, dieselben in ihrer Gesamtheit bey einer Wiederauflage oder vielmehr Herausgabe mit einer Vorrede zu beehren, verdanke ich Ihnen vorläufig bestens. Ohne eine solche Empfehlung würde dieses nie von mir veranlasst werden, weil ich in der That, da alles so unzusammenhängend ist, keinen grossen Wehrt darauf

---

<sup>23</sup> R. Beck, Johann Jacob Beck, Kunstmaler und Zeichnungslehrer, 1786–1868, in Schaffhauser Beiträge 33, 1956, 205–209.

<sup>24</sup> Fischer bezieht sich auf einen Brief, der leider nicht mehr erhalten ist.



legen kan. Aber nun komt die zweyte Schwierigkeit wegen der Autobiographie. Ich will zugeben, dass dieselbe in sofern sie nur die eines Handwerkers ist, vorzüglich um der Neuheit willen einiges Interesse darbieten kan. Auch könnte es für manchen ergötzlich scheinen zu vernehmen, dass ich im 14. Jahr schon mit einem (wie die Benennung damals war) Apothekergesellen Alchymie getrieben, dass der Rückzug von Moreau<sup>25</sup> mich ins Feld rief, und mich zu gleicher Zeit, wenn nicht zum Dichter doch zum Versmacher *tant bien que mal qualifizierte*<sup>26</sup>, dass man mich, schon im Jahr 1796 (den 4. Januar) in den grossen Rath erwählt<sup>27</sup>, damals als einen Erzjakobiner betrachtete, während ich in dieser langen Zeit meine politischen Ansichten in den Hauptgrundsätzen nicht im mindesten geändert habe, und nun doch bey der heutigen Welt für einen entschiedenen Konservativen gelte. Dass ich aus Liebe zu meiner nachherigen Frau nicht nur ein theoretischer sondern praktischer Opticus wurde und zimlich brauchbare Spiegeltelescope verfertigte, um diejenigen kurzen schriftlichen Mittheilungen, die sie von Zeit an das Fenster ihrer Wohnung hielt, aus der meinigen circa andert-halb-hundert Fuss weit entfernten, lesen zu können, weil jeder andere Interkurs verpönt war. Dass in der Revolution von 1798 mir die Stelle eines Unterstatthalters des Kantons und, nachdem Anno 99 der Regierungsstatthalter (Vogel von Zürich) sich flüchtete, die Funktionen eines Regierungsstatthalters überbunden wurden<sup>28</sup>, die ich nach dem Wiedereintrücken der Franzosen und der späteren Einführung der Mediationsacte mit der Bergwerks-administration vertauschte<sup>29</sup>, die ich noch bekleide, sonst aber von dort an der Kupferschmiederey und etwas später nebst dem Feuersprizen machen der Eisen- und Glockengiesserey und der Stahl- und Feilenfabrikation, die ich ohne Anleitung von irgendwoher schaffen und erfinden musste, eifrig oblag und letztere beede noch immer betreibe. Als Episoden in diesem zimlich langen, fast monotonen Zeitraum, erscheinen gewissermassen meine wiederholten Reisen nach England, die Gründung einer Stahlfabrike in Frankreich (1819)<sup>30</sup>, die einer solchen nebst Feilenfabrike, nun durch einen meiner Söhne betrieben, in Österreich (1825)<sup>31</sup>, die Einführung der Erfin-

<sup>25</sup> Jean Victor Moreau (1763–1813), französischer General. *Dictionnaire d'histoire de France Perrin*, Paris 1981, 688.

<sup>26</sup> Fischer veröffentlichte 1848 einen Band mit Gedichten, die bis in seine Gesellenzeit zurückreichen.

<sup>27</sup> Staatsarchiv Schaffhausen, Zünfte FA 1/5, 109 (4. Januar 1797, nicht 1796).

<sup>28</sup> David Vogel von Zürich (HBL 7, 287) war Artilleriekommandant des Regierungsstatthalters Johannes Tobler (HBL 7, 6), der nach der Einnahme Schaffhausens durch die Österreicher floh. Robert Lang, *Der Kanton Schaffhausen im Kriegsjahr 1799*, in Schaffhauser Neujahrsblatt 1900, 21–23.

<sup>29</sup> Die Wahl Fischers zum kantonalen Bergwerksadministrator erfolgte 1803. Schib/Gnade 137, vgl. Christian Birchmeier, *Bohnerzbergbau im Südranden*, Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen 38, 1986, 18.

<sup>30</sup> Karl Schib, *Johann Conrad Fischer*, Schaffhausen 1954, 95.

<sup>31</sup> Max Ruh, *Die Fischer'schen Unternehmungen in Niederösterreich*, in +GF+ intern, Personalzeitschrift der Georg Fischer Aktiengesellschaft 26, 1983, 12–15.



*dung meines Meteorstahls in England (1826), die Einführung und Privilegiumserwerbung des hämmerbaren Gusseisens (malleable cast iron) in Österreich (1829), welchen Fabrikationszweig mein jüngster Sohn<sup>32</sup> seit drey Jahren ausschliesslich für Rechnung der Regierung, dem Giessen nämlich der Bestandtheile von Percussions-Flintenschlössern, betreibt. Dann, um wieder auf das politische Leben zurückzukommen, meine Sendung in den Tagsatzungssessel zu Luzern im Jahr 1832 durch unseren Hochlöblichen Grossen Rath<sup>33</sup> und noch im gleichen Jahr die Ernennung zum Präsidenten des neu creirten Stadtrathes durch die Regierung. Auch meine Unterredungen mit Kaysern, Königen, und Fürsten, wovon ich aus dem zweyten, freylich für den Druk nicht bestimmten Bändchen, Ihnen etwas vorlas, das seine Geltung und Erfüllung, weil Wahrheit, durch einen der edelsten Fürsten unserer Zeit ausgesprochen, jezt schon hat und in alle Zukunft behalten wird, verdienen als eine etwas seltene Erscheinung eine Aufnahme in das Inventarium meiner Erlebnisse. Ich sagte Eingangs, «manchem könnte es ergötzlich scheinen zu vernehmen, wie ich mein Leben gelebt», aber in der That für den Druk eignet es sich (die Beschreibung) nicht. Die Geschichte von Dreyvierteljahrhundert nimt nicht einmahl zwey Querblatt ein und sie ist bereits zu Ende. Die von Ihrem Meister Jordan, die ich mit so viel Vergnügen gelesen und wieder gelesen, ist etwas ganz anderes. Es ist schöne Dichtung im Gewande der Wahrheit, während hier eine ganz einfache, vielleicht noch langweilende Prosa vorliegt. – Ich freue mich auf die Ankunft Ihres Herrn Sohnes den ich, nebst Ihnen und den wehrten Ihrigen, bestens grüsse.*

*Ihr ergebener Freund  
J. C. Fischer*

*Schaffhausen, den 21. September [1847]*

4

*Sie haben mich, mein verehrter Freund, durch das so schöne und für mich in jeder Beziehung so kostbare Geschenk, welches auch, was ich bis anhin nicht besessen, das von Ihrem Herrn Sohn angefertigte Bild Ihrer so freundlichen Wohnung an der Blumenhalde<sup>34</sup> enthält, überrascht und un-*

<sup>32</sup> Berthold Fischer (1807–1879). Franz Lettner, *Heimatbuch der Marktgemeinde Traisen*, Traisen 1974, 38–40.

<sup>33</sup> Die Wahl Fischers zum Tagsatzungsgesandten wie auch zum Stadtpräsidenten erfolgte bereits im Jahre 1831. Das falsche Datum 1832 steht auch in Fischers «Biographischen Notizen».

<sup>34</sup> Zschokke, der seit 1807 in Aarau lebte, bezog die neuerbaute «Blumenhalde» im Jahre 1818. Michael Stettler, *Die Kunstdenkmäler des Kantons Aargau 1*, Basel 1948, 131–132.



gemein erfreut. Ich werde es immer, und wenn ich nicht mehr bin, so die Meinigen, als ein höchst schätzbares Andenken, da es von Ihrer eigenen Hand kommt, betrachten und muss Sie nur bitten, meinen besten Dank dafür anzunehmen, da ich in keiner Weise Ihnen etwas Ähnliches bieten kan. Dasselbige wurde in meiner Abwesenheit durch die Güte von Junker Burgermeister von Waldkirch<sup>35</sup> mir zugesendet. Vor drey Tagen hatte ich das Vergnügen, ihn zu sehen, und es freute mich sehr, von ihm zu vernehmen, dass die Verminderung Ihrer Beschwerde auch noch durch die Munterkeit und Kraft Ihres Geistes bestens unterstützt werde.

Meine zweyfache Badekur dieses Spätjahr hat mir an meinem linken Arm, den ich vor circa 6 Wochen bey der Arbeit verstrekt, fast gar nichts geholfen, indem sich, zur Straffe für sein linkisches Benehmen, in der Achsel und Ellbogengelenk ein hartnäckiger (wahrscheinlich rheumatischer) Schmerz festgesetzt hat, und wo es ungewiss ist, wie lange ich diesen ungetretenen Gast noch haben muss.

Sehr leid hat es mir gethan, dass Ihr Herr Sohn, welchem mich bestens zu empfehlen bitte, abgehalten wurde mich zu besuchen; meine Einladung steht indessen für Sie so wie für ihn oder jemand von der wehrten Ihrigen für jede Zeit fest, und würde mich sehr freuen wenn er auch noch in diesen Ferien derselben entsprechen könnte. Und nun auf den Gegenstand unserer seitherigen Korrespondenz zurückzukommen, so gebe ich mir das Vergnügen, Ihnen beykomend die drey Exemplare meiner drey Broschüren, die nicht im Buchhandel zu haben sind, zu übersenden. So wie in der, die die Reise nach Stokholm enthält, einige Andeutungen aus der früheren Zeit meines Lebens sich vorfinden, so habe ich in meinem Brief an Sie vom 21. September, der Ihnen wohl wird zugekommen seyn, dann dessen spätere Phasen und Ereignisse, freylich nur in sehr flüchtigen Umrissen, ich möchte sagen in Registerform (was vielleicht auch das Beste an der ganzen Sache ist), angeführt. Sollten Sie wirklich Musse finden, eine Einleitung zu der allfälligen Gesamtherausgabe dieser drey kleinen Schriften vorzunehmen, so möchte ich Sie nur auf eines aufmerksam machen, dass namentlich die Schwedenreise mit ihrer Dedikation und dem Vorwort, ganz mit allen Fehlern des Styls, der Orthographie und Interpunktion, ja selbst der grammatischen belassen werde, weil es eben schon in dem Buch steht, dass ich alles so belassen habe, wie es von Anfang an gewesen. Hingegen etwas anderes hätte ich grosse Lust Ihnen zu schiken, wenn es mir gestattet werden sollte, weil es um seiner Eigenthümlichkeit willen bey jedem Leser grosses Interesse erregen müsste. Es sind nemlich diejenigen von meinen Unterredungen mit Fürsten oder wie Sie diese Dialoge nennen wollen, die ich in mein Tagebuch vom 24. Juny 1827, vom 5. October 1828 und vom 17. September 1829 nebst Annotationen vom 16. und 18. September mit dem Erz-

---

<sup>35</sup> Ferdinand von Waldkirch (1798–1863). Stadtarchiv Schaffhausen, Genealogische Register, Waldkirch 53.



herzog Johann gehalten, eingetragen habe<sup>36</sup>. Sie würden eine Art Episode in der Monotonie meines kleinen Lebens bilden und haben wenigstens das für sich, dass sie zwar nicht brillant ausgeschmückt, ich möchte eher sagen steif und ärmlich, gewissermassen protokollmässig gehalten, aber buchstäblich wahr sind, denn der Erzherzog besitzt das Manuskript von allen diesen Unterredungen, zehn an der Zahl; die erste vom 4. Februar 1826 in Wien und die letztere vom 9. October 1845, auf seinem Schloss zu Stainz unweit Graz. Die 8 andern hatten theils in Wien, dann in Linz, dann auf dem Brandhof bey Mariazell, zweymahl in Graz und einmahl in Salzburg statt. Allein ich müsste zuvörderst an ihn schreiben um zu vernehmen, ob er es genehm halte, dass ich vorbenannte Unterhaltungen mit ihm, dem Druk übergebe. Wohlverstanden nur die von 1827, 28 und 29, die andern berührenden Gegenstände neuerer Zeiten und werden erst, wenn die kommenden sie zu ihrer rechten Erkenntniss und Verständigung gebracht, ihren Wehrt durch Voraussicht und Voraussagung vindiciren. Was nun hinsichtlich Ihrer Frage wegen einer Übereinkunft mit einem Buchhändler betrifft, so würde ich dieselbe ganz Ihnen überlassen. Ich würde einzig, aber unmassgeblich auf zwey Sachen antragen: erstens, dass das allfällige Honorar unter uns zu zwey gleichen Theilen getheilt wird – und zweitens, jedem von uns von dem Buchhändler 24 Exemplare zugestellt werden. Sollten Sie deren, was ich mir vorstellen kan, nicht so viele in Anspruch nehmen wollen, so können Sie sich mit dem Buchhändler darüber verständigen, wie es Ihnen gefällt.

Wäre es der Fall, dass Sie, mein verehrter Freund, der Mühe sich unterziehen wollen, eine Einleitung zu dem Gesamtdruk oberwähnter Broschüren zu schreiben und in Brief oder welcher Form Sie es angemessen finden möchten, eine biographische Skizze von meiner Laufbahn beyfügen, so würde ich Ihnen noch etwelche Blätter, die auf dieselbe, meine Lebensverhältnisse, Anschauungen und Bestrebungen Bezug haben, übersenden und Ihnen überlassen, etwas oder nichts davon aufzunehmen und in ersterem Fall selbige mit chronologischer Andeutung, wenn Sie es der Mühe wehrt erachten, begleiten. Vergnügt, wenn mein Brief Sie wohl antrifft und dessen Inhalt Ihren freundschaftlichen Gesinnungen entspricht, grüsse ich Sie bestens.

Ihr ergebener Freund  
J. C. Fischer

Schaffhausen, den 11. October 1847

---

<sup>36</sup> Von den Besuchsberichten Fischers sind lediglich deren zwei erhalten geblieben. Über die Begegnung von 1827 finden wir einen Eintrag im Schreibkalender des gleichen Jahres. Der Text wurde erstmals abgedruckt als Anhang zu Johann Conrad Fischer, *Tagebücher*, Schaffhausen 1951, 747–765. Einen weiteren Besuchsbericht veröffentlichte Rainer Puschnig, *Ein Tag im Hause Erzherzog Johanns*, in Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark 50, 1959, 71–91. Auf die Entdeckung weiterer Manuskripte ist kaum zu hoffen, da der in Graz liegende schriftliche Nachlass Erzherzog Johanns zum grössten Teil den Kriegseignissen von 1945 zum Opfer fiel.



[Randbemerkung auf der letzten Briefseite]

*Sie werden finden dass ich ein unartiger (sage ungeschikter) Briefsteller bin, so vieles auszustreichen oder nachzutragen, aber ich habe die Geduld für ruhiges Nachdenken über die rechte Fassung des Ausdrucks meiner Gedanken und Bemessung der Worte nicht; ein wahres Laster wenn man den 75. Geburtstag hinter sich hat.*

5

*Wehrtgeschätzter Freund!*

*Ihre beede wehrten Briefe vom 15. und 16. sind mir miteinander am 17. Mittags zugekommen. Die Einbringung meines eigenen Herbstes und was mir noch andere zuführen, erlaubten mir nicht eher als bis jezt zu antworten nebst dem, dass ich noch vorher an Seine Kayserliche Hoheit den Erzherzog Johann behufs unserer Gespräche schreiben wollte, was nun diesen Abend geschehen, und der Brief auf der Post ist. Auf den Ihrigen vom 15. bemerke ich blos, dass es gewiss nur Rheumatismus ist, der mich plagt, denn er schikt noch von Zeit zu Zeit Gesandte in den Rücken und auf den andern Arm. Ich habe jezt im Sinn, ihm recht auf den Leib zugehen.*

*Hinsichtlich Ihrer Fragen im Brief vom 16. so willich dieselben jezt recht ordentlich beantworten, da mich keine weltlichen Geschäfte stören, und zwar so kurz als möglich, und etwa noch, wenn mir gerade noch sonst etwas beyfällt, es hinzuthun.*

*Ad 1. Die Finsternis der Welt erblickte ich nach dem Hauskalender von meinem seligen Vater gerade um Mitternacht vom 13. auf den 14. September Anno 1773, und zwar im Zeichen des Löwen, vernahm auch meine Mutter selig, wenn ich als Bub meine Schwester recht hart anfuhr, gar öfters sagte «Du bist im Leu geboren, und thust wen'ne Leu.» Meinen Geburtstag schreibe ich aus obiger Ursache um es mit keinem zu verderben 13/14, denn den astrologischen Voraussagen zu Folge in dem türkischen Kalender, wovon ich wirklich einen besize, gehören diese zwey Tage unter die sogenannten Glücklichen Tage.*

*Ad 2. Schon ehe ich in die Fremde gieng, war ich unter dem Artilleriecorps als Cadett und im Jahr 1795 avancirte ich vom Gemeinen zum 1. Unterlieutenant<sup>37</sup>. Obschon am 4. Januar 1796 von der Schmidzunft in den Grossen Rath gewählt<sup>38</sup>, enthob mich dieses damals so wie auch später meiner Militairpflicht nicht, nur die Herren vom Kleinen Rath waren, und dann*

---

<sup>37</sup> Werkarchiv Georg Fischer, Protocoll einer löblichen Compagnie der Artilleristen 87: «Einverleibung neuer Mitglieder: den 29. July [1790] Herr Conrad Fischer, Alt-Vogtrichters Sohn». 132: Ernennung zum Lieutenant (1795).

<sup>38</sup> Anmerkung 27.



icht einmahl, wenn sie hohe Militairchargen hatten, vom Dienst frey. Im September gleichen Jahres wurde eine Artilleriecompagnie nebst 4 Piecen meinem Komando übergeben, um nebst einer Infanteriecompagnie die zu meiner Verfügung gestellt war, die Gränze bey Thaingen zu besezen, wo ich erhaltener Weisung von dem General Werdtmüller und meinem Chef, dem Herrn Hauptmann Hurter, zu Folge eine Feldschanze nach den Regeln der Kunst aufwerffen liess, um die Strasse von Ebringen und Büesingen, über welche die retirirenden Franzosen das Schweizergebiet zu erreichen suchten, zu dominieren und sie bey dem Eintritt zu entwaffnen, was auch häufig geschah. Unter den auf unser Gebiet flüchtenden Franzosen war auch der General Eikemayer<sup>39</sup>, ein in der Kriegsgeschichte damaliger Zeiten oft erwähnter Name. [Randbemerkung] Im Jahr 1809 wurde ich Eydggenössischer Artillerie-Inspector für den Kanton, wodurch ich in officiële Verbindung mit den Oberst Artillerieinspector Herrn von Lutternau<sup>40</sup> kam, und 1815 Oberstlieutenant. Eine Arithmetik in Zahlen mit Buchstabenrechnung zum Theil vereint, die ich eigends für die Collegien die ich dem Officiercorps las, schrieb, und eine Abänderung der Spiegel für Kanonenkugeln, die ich erfand, um einen sichereren Schuss zu erhalten und das Ballo-tiren oder Anschlagen der Kugel in der Seele des Stücs, damit sie nicht beschädigt werde, sind meine wenigen Leistungen. Im Jahr 1824 nach 30jährigem Dienst erhielt ich auf mein Ansuchen ehrenvolle Entlassung von der Regierung mit Beybehaltung meines Ranges und Grades.

Ad 3. Sie haben in dem zweyten Theil Ihrer lieblichen Novellen eine unter dem Titel «Kleine Ursachen» aufgeführt, und gerade diese Benennung könnte ich dem Sprung, wie Sie den Übergang oder vielmehr die Anreihung von einem Kupferschmid zu einem Stahl und Feilenfabrikanten qualificiren, geben. Aber auch dieses ist eine Doppelgeschichte. Die an sich nicht sehr bedeutende Wortbrüchigkeit und liederliche Arbeit eines Mannes machte mich, und zwar nothgedrungen, zum Giesser Anfangs nur kleiner Gegenstände in Metall<sup>41</sup>, später dann als Ehrensache zur Ausführung von Gegenständen von 1800 bis 20 000 Pfund. Eine in Folge dieser Unternehmung gemachte Reise nach Strassburg in die Königl. Giesserey und zufällige Bekantschaft mit dortigem Münzmeister Dubois<sup>42</sup>, der eine kleine

<sup>39</sup> Rudolf Eickemeyer (1753–1825), Ingenieur und während der Revolutionskriege einige Jahre Offizier in französischen Diensten. *ADB* 5, 743–746.

<sup>40</sup> Rudolf Samuel Karl von Luternau (1769–1849) wurde 1809 Generalinspektor der eidgenössischen Artillerie und 1815 deren Kommandant (*HBLS* 4, 740).

<sup>41</sup> Am 26. August 1801 erschien in der «Hurterischen Schaffhauser Zeitung» ein Inserat Johann Conrad Fischers. Er machte bekannt, dass er gesonnen sei, «seiner bisher nur vor eigenen Gebrauch und zu Verfertigung von Feuerspizen etablirten Giesserey eine grössere Ausdehnung zu geben». Vgl. Max Ruh, *J. C. Fischer und sein Vater im Spiegel von Zeitungsinseraten*, in +GF+ intern 17, 1981, 20.

<sup>42</sup> Der «Almanach du Commerce de Strasbourg, année 1813» nennt auf Seite 115 unter «Monnaie de Strasbourg» den erwähnten Dubois als «Directeur de la fabrication». Gabriel Godefroi Dubois starb am 15. Juli 1826 im Alter von 82 Jahren (freundliche Mitteilung von Archives et Bibliothèque de la ville de Strasbourg).



Eisengiesserey so, wie sie Reaumur in seiner *Art d'adoucir le fer fondu* angibt, für Anfertigung des damals neuen Kilogrammgewichts eingerichtet hatte, veranlasste mich, auch in Schaffhausen die Eisengiesserey aus Tiegel und kleinem Cupolofen auszuführen. Von diesem war der Schritt zur Gussstahlfabrikation, da ich Tiegel, Öfen etc. alles selber machte und den festen Willen hatte, es durchzuführen, obschon ich in meinem Leben keine Gussstahlmanufactur gesehen hatte, für mich so gar schwierig nicht mehr, obschon es mir noch viele misslungene Versuche bereitete, und muss übrigens nur das bemerken, dass auch noch heutigen Tages mein Verfahren, das ich selbst erfinden musste, so wie die Einrichtung überhaupt von der englischen, obschon ich sie seit 1814 sehr genau kenne, ganz abweicht<sup>43</sup>.

Ad 4. Die Gusstahlfabrik, die ich im Jahre 1819 in Badevel für die Herren Japy einrichtete, und die später an den Doubs unweit Montbeillard [Montbéliard] verlegt wurde, gieng seither durch verschiedene Hände und wird nun, so viel ich weiss, durch einen Herrn Peugeot unweit Odincourt [Audincourt] betrieben<sup>44</sup>. Die Gusstahlfabrike, die ich 1825 in Österreich in Hainfeld nebst der Feilenfabrikation einführte, von dem Kayser Franz ausschliesslich dafür privilegiert wurde und sie 1835 meinem zweitjüngsten Sohn, Herrn Georg Fischer, in Folge seiner Verheyrathung übergab, besteht nicht nur noch immerfort, sondern die damit verbundene Feilenfabrikation hat eine solche Ausdehnung und einen solchen Kredit erlangt, dass sie die Aufmerksamkeit der englischen Fabrikanten in nicht geringem Grad auf sich gezogen hat. Dieser Fabrikation hat mein Sohn noch die Verfertigung der Spindeln für die Spinnereyen beygefügt, und zu diesem Behuf eine ganz neue Fabrik, an der Traisen, 3 Stunden von Hainfeld unweit Lilienfeld, gebaut, bey welcher zugleich auch ein Meyerhof ist.

Eine zweyte Gusstahlfabrik hat mein zweitältester Sohn, Herr Wilhelm Fischer, schon vor mehreren Jahren mit vielem Erfolg in Salzburg gegründet und sich nun mit dem Gatten meiner lieben Ihnen wohlbekannten Enkelin Mathilde<sup>45</sup>, die mich nun kürzlich zum Urgrossvater gemacht hat, Herrn Kaspar von Stuttgart, einem geschikten Eisenhüttenman und Anteilhaber eines bedeutenden Eisenwerks bey Salzburg, der sogenannten Sinnhub, associert.

<sup>43</sup> In einem mit dem Datum vom 1. Januar 1807 versehenen Bericht Johann Conrad Fischers an Johann Georg Müller schildert er seine ersten Erfahrungen als Eisengiesser (Stadtbibliothek Schaffhausen, Nachlass Johann Georg Müller, 498/31-34). Unwesentlich gekürzt erschien dieser Bericht im «Morgenblatt für gebildete Stände, Nro. 71, vom 23. März 1808» bei Johann Cotta in Tübingen (abgedruckt in Schib/Gnade, *Johann Conrad Fischer*, 40).

<sup>44</sup> Denis Woronoff, *L'industrie sidérurgique en France pendant la Révolution et l'Empire*, Paris 1984, 359 (Hinweis auf Peugeot). Erstaunlicherweise wird Fischer in diesem sonst sehr ausführlichen Werk nirgends erwähnt.

<sup>45</sup> Werkarchiv Georg Fischer, Stammregister des Geschlechts der Fischer, 11: Sophie Mathilde Caspar, geboren am 20. Juli 1847 in Salzburg, Tochter der Mathilde Caspar-Schwalb.



Ad 5. Der Meteorstahl, eine Stahlgattung meiner Erfindung, der nebst vorzüglicher Qualität noch die Eigenschaft hat, wenn polirt und in eine schwache Säure getaucht, die schönsten, dem wahren Damascenerstahl ganz gleichen Zeichnungen (Wässerungen) zu zeigen, erhielt von mir darum diese Benennung, weil zu seiner Bereitung auch Nickel als Zusatz kommt, welcher bekanntlich als beständiger Begleiter der Meteorsteine und des Meteoreisens angetroffen wird. Das Ausführlichere und nicht Uninteressante findet sich in dem Tagebuch meiner zweyten Reise nach England (Aarau 1826 bey Sauerländer), das Sie wohl noch haben werden, in der Vorrede Pagina 6 bis 9<sup>46</sup>).

Ad 6. Das Gusseisen ist in keiner Art seines Vorkommens, seye es weiss, melirt (gesprengt) oder grau, hämmerbar oder biegsam, weder im warmen noch kalten Zustande. Es bricht, und das Weisse lässt sich nicht einmahl feilen. Der grosse Naturforscher Reaumur erfand zuerst die Methode, das weisse Gusseisen in graues umzuwandeln, aber geschmeidig konnte er es nicht machen. Kurz vor meiner Reise nach England im Jahr 1814 wurde dort durch einen gewissen Millman die Erfindung gemacht, gegossene Stüke von weissem, hartem Gusseisen ohne Veränderung ihrer Gestalt in an Biegsamkeit dem Kupfer gleiches, weiches Stabeisen umzuändern, das Verfahren aber ganz geheim gehalten. Vide das Tagebuch meiner Reise nach England Pagina 79, und dann das von 1826, Pagina 85<sup>47</sup>).

Erst im Jahr 1829 nahm ich die Sache zur Hand und war bald so glücklich auf einen richtigen Weg zu gelangen, und zwar auf einen wirksameren weil kürzeren als der, was ich seither mich überzeugen konnte, in England übliche ist<sup>48</sup>. Im Herbst des gleichen Jahres überreichte ich dem Erzherzog Ludwig, unter dessen oberster Leitung das ganze Kayserliche Feldzeugamt steht so wie auch das Raketencorps, dessen Chéf der Feldmarschall Lieutenant Baron von Augustin<sup>49</sup> ist, den ich noch in niedrigeren Graden kannte, aber immer noch in gleich freundschaftlichen Verhältnissen mit ihm bin, ein gegossenes und weichgemachtes Flintenschloss und erwarb mir dann auf diese Erfindung und Entdeckung ein ausschliesslich Kayserliches Privilegium<sup>50</sup>, welches ich auf den Herrn Brévillier<sup>51</sup>, der in Neukirchen unweit

<sup>46</sup> Fischer, *Tagebücher*, 197–200.

<sup>47</sup> Fischer, *Tagebücher*, 73 und 255.

<sup>48</sup> Heinrich Lüling. *Der Metallurge Johann Conrad Fischer*, in *Ferrum* 55, 1984, 11–14. Lüling untersuchte die wichtigsten von Fischer entwickelten Stahllarten nach dem Kohlenstoffgehalt.

<sup>49</sup> Vincenz Freiherr von Augustin (1780–1859), österreichischer Feldzeugmeister. Nach genauem Studium des englischen Raketenwesens führte er dasselbe in Österreich ein, wurde 1814 der neuerrichteten Kriegs-Raketen-Anstalt zugeteilt und 1817 Kommandant des Raketencorps zu Wiener Neustadt. 1841 wurde ein von Augustin erfundenes verbessertes Perkussionsgewehr in der österreichischen Armee eingeführt. *ADB* 1, 687.

<sup>50</sup> *Der Schweizerische Correspondent* (Schaffhausen) 56 vom 14. Juli 1829.

<sup>51</sup> Wilhelm Edler von Brévillier, Besitzer der k.u.k. privilegierten Schrauben- und Metallwarenfabrik (Auskunft Dr. Alfred Lechner, Universitätsarchiv der Technischen Universität Wien).



Wienerisch Neustadt eine ungemein grosse und fürtrefflich organisierte Fabrike für Holzschrauben und Schlosserarbeiten besitzt, übertrug. Mein jüngster Sohn, Herr Berthold Fischer, ein gelernter Kupferschmid und Glockengiesser, der aber in Frankreich und England während mehreren Jahren in den vorzüglichsten Fabriken als Mechaniker gearbeitet hat, beaufsichtigte die neue Fabrike ein paar Jahre und hat nun aber eine eigene seit 1843 auf der Traisen errichtet, wo er ununterbrochen für das Kayserliche Feldzeugamt die Bestandtheile zu Percussionsschlössern giesst, da die ganze Armee damit versehen wird. Ich schliesse, da die Post abgeht. Ich habe viel geschrieben, vielleicht viel Unnöthiges. [Randbemerkung

«Grösseres hat sich anderswo begeben,  
Als bey mir, in meinem kleinen Leben,  
Auch viel Neues hat die Sonne nicht gesehn».

Später vielleicht noch einige Brosamen.] Nehmen Sie daraus was Ihnen gefällt.

Ihr ergebenster Freund  
J. C. Fischer

Schaffhausen, den 21. und 22. October 1847

6

Ich habe, mein verehrter Freund, verschoben, Ihnen wieder zu schreiben, bis ich Ihnen die Antwort von Seiner Kayserlichen Hoheit dem Herrn Erzherzog Johann bezüglich der Veröffentlichung einiger unserer Besprechungen mittheilen könne. Heute ist mir nun aus Auftrag desselben seine Zustimmung durch unseren gemeinschaftlichen Freund, den Herrn Oberstlieutenant Frossard<sup>52</sup> mitgetheilt worden, und da es Ihnen vielleicht einiges Interesse gewährt zu wissen, in welcher Art ich meine disfallsige Anfrage gestellt habe, so übersende ich Ihnen beykomend das Konzept derselben, welches auch als Kopie gelten könnte, nebst dem Brief des Herrn Oberstlieutenant Frossard an mich, der auch zugleich Ihrer gedenkt, zu geneigter Einsicht, und füge überdieses noch in vertraulicher Weise ein ebenfalls heute erhaltenes Schreiben von meinem jüngsten Sohn bey, der, nachdem er hier die niedere und höhere Schulen durchgemacht, gleich wie ich bey meinem seligen Vater, die Kupferschmidprofession und nebst dieser noch die Giesserey regelmässig und handwerksmässig bey mir erlernte und

---

<sup>52</sup> François Laurent Frossard (1789–1874), Angehöriger einer der ältesten Greyerzer Familien. Erzieher der Grafen Traun von Petronell in Wien. *HBLs* 3, 348.



dann mehrere Jahre, zuerst in der französischen Schweiz und nachher in den vorzüglichsten Werkstätten und Fabriken von Paris und London arbeitete, wo er sich dann nebst mancherley nützlichen Kenntnissen zugleich auch die Sprachen beeder dieser Hauptstädte aneignete. In welcher Stellung und in welchen Verhältnissen er sich nun in Österreich befindet, wo er schon im Jahr 1829 eine Weicheisengiesserey nach meiner Erfindung für den Herrn von Brévillier einrichtete und während ein paar Jahren dirigierte, ersehen Sie nun zum Theil aus seinem Brief<sup>53</sup>.

So oft ich Ihnen schreibe, so sehe ich nachher dass ich immer zu weitläufig geworden und manches anführe was füglich wegbleiben könnte, und darum breche ich jezt ab, um auf die Hauptsache zu kommen, nemlich die Besprechungen mit dem Erzherzog. Ich habe vorsezlich nur für die Veröffentlichung derjenigen von den 1830er Jahren mein Ansuchen um Genehmigung dazu gestellt, weil die späteren, die bis zu 1845 gehen, zu nahe liegen. Demungeachtet bekomme ich doch manche Seite zu überschreiben, hoffe aber dennoch, dass künftige Leser, wenn Ihr Urtheil darüber voransteht, sie nicht ganz überschlagen werden.

Noch ersuche Sie, mir zu melden, wenn Sie mir sonst schreiben, ob ich Ihnen einige Mittheilungen bezüglich auf meine Voreltern und dann auch auf meine eigene Familie machen solle, wobey es sich zum voraus versteht, dass Sie nur daraus nehmen, was in Ihren Plan gehören dürfte. Unter die Aufzählung meiner etwas früheren Lebensereignisse, und worüber ich glaube Ihnen noch nichts gemeldet zu haben, gehört, dass im Jahr 1814 der Kayser Alexander in Gesellschaft seiner Schwester, der nachmaligen Königin von Würtemberg, in mein Werk im Mühlenthal kam<sup>54</sup>, und ich nachher durch den Grafen Tolstoy Anträge erhielt, nach Russland zu gehen, meiner Ablehnung ungeachtet aber von dem Kayser durch den Grafen von Capo d'Istria, der mir eigenhändig einen Brief dazu schrieb, mit einem kostbaren Brillantring beschenkt wurde<sup>55</sup>. Desgleichen erwähnte ich, soviel ich mich erinnere, auch der Besprechung noch nicht, zu der ich von dem verstorbenen König von Würtemberg<sup>56</sup> am 14. July 1814, gerade als ich von Stuttgart (wo er, wie es scheint, meine Anwesenheit erfahren hatte) abreisen wollte, nach seinem Lustschloss Mon Repos berufen wurde, die über 2 Stunden dauerte und die zum Zweck hatte, dass ich mich in Würtemberg etabliren sollte, wobey der König ausdrücklich bemerkte, dass ich unter keine Behörde gestellt seyn solle, sondern mich nur directe an ihn oder den Grafen von Dillen<sup>57</sup> zu wenden habe. Später wurde mir noch die Erhebung in den Adel-

---

<sup>53</sup> Dieser Brief Berthold Fischers scheint verlorengegangen zu sein.

<sup>54</sup> *Allgemeiner Schweizerischer Korrespondent* (Schaffhausen) 4 vom 12. Januar 1814.

<sup>55</sup> *Allgemeiner Schweizerischer Korrespondent* 98 vom 7. Dezember 1814.

<sup>56</sup> Friedrich I. von Württemberg (1754–1816), König 1806–1816.

<sup>57</sup> Carl Ludwig Immanuel Graf von Dillen (1777–1841). Walther Pfeilsticker, *Neues württembergisches Dienerbuch* 1, Stuttgart 1957, 741. 1693.



stand und die Aufnahme meines ältesten Sohnes in die Militairacademie in Aussicht gestellt; allein ich konnte mich doch nicht entschliessen mein Vaterland zu verlassen, besonders weil die meisten von meinen sieben Kindern noch jung und unerzogen waren.

Zwey Briefe, die später im Auftrag des Königs durch Herrn von Vellnagel<sup>58</sup>, und einer, von dem jezt regierenden König<sup>59</sup> eigenhändig unterzeichnet, gaben mir das angenehme Bewusstseyn, die Gunst dieser Monarchen dennoch nicht verscherzt zu haben. Manche interessante Äusserungen von den Fürsten, zu denen ich berufen wurde oder später es für meine Schuldigkeit erachtete, für erhaltene Begünstigungen und Beweise von besonderem Wohlwollen bey dannzumahligem Zutritt meinen Dank abzustatten, sind in meinen Tagebüchern enthalten, eignen sich aber nicht immer für Publizität.

Eine schöne Äusserung aber von dem verstorbenen Kayser Franz, dem ich, dafür angewiesen, schon Morgens um 7 Uhr im November 1826 meine Aufwartung zu machen die Ehre hatte, muss ich doch erwähnen. Als er sich nämlich im Verlauff des Gesprächs über mein Etablissement in Hainfeld, dessen Fortgang etc. erkundigt hatte, so frug er mich noch, «und was halten Sie von meinem Volk, nicht wahr, es ist ein gutes Volk?» «Kayserliche Majestät», erwiderte ich, «ich kan mich desselben nicht anders als rühmen» und, setzte ich gleich noch hinzu, «ich wüsste auch nicht, wie es anders seyn sollte, wenn der Monarch mit einem so fürtrefflichen Beyspiel voran geht». Auf dieses erwiderte der Kayser nur die wenigen, aber seinen edlen Charakter ganz bezeichnenden Worte, «es ist ja leichter Gutes zu thun als Böses» – worauf sich das Gespräch wieder auf andere Gegenstände lenkte und mit der Äusserung von Seite des Kaysers schlos, erwünsche, dass es mir ferner gut ergehen möge und ich mich seines Schuzes, in den ich mich empfohlen, könne versichert halten.

Nun haben Sie wieder einen viel längeren Brief von mir zu lesen, als ich ihn zu schreiben vorhatte. Lesen Sie ihn mit Geduld, wenn es möglich ist, indessen ich Sie, in der Hofnung, dass Sie sich von Ihrem früheren Unwohlseyn besser erholt haben als es mit meinem Arm bis jezt der Fall ist, womit ich durch Anstrengung, namentlich beym Giessen, schon oft gegen das Verbot des Doctors es zu unterlassen, gesündigt habe, herzlichst grüsse.

Ihr ergebener Freund  
J. C. Fischer

Schaffhausen, den 18. November 1847

---

<sup>58</sup> Christian Ludwig August von Vellnagel (1764–1853). Pfeilsticker 1163. 1166. 1167. 1169. 1176.

<sup>59</sup> Wilhelm II. von Württemberg (1781–1864), König 1816–1864.



*Lange Zeit hat mich, mein verehrtester Freund, kein Brief von Ihnen so erfreut als wie Ihr vorgestriger, in so fern die Festigkeit der Handschrift, die Lebendigkeit des Geistes im Inhalt und der grosse Spielraum, den Sie Ihrer unermüdlichen Thätigkeit im abgewichenen Monat gestatten durften, mir die angenehme Überzeugung Ihres besseren Befindens geben; mögen Sie nun wieder recht freudig sich Ihren Lieblingsbeschäftigungen widmen können, und wir einander, wenn ich, geb. Gott, im May wieder nach Baden gehe, dort sehen.*

*Wenn es in Beantwortung Ihrer Fragen zur Erziehungsgeschichte von Handwerkern so, wie sie sich in Schaffhausen im Lauff der Zeiten gestaltete, in einiger Weise etwas beytragen kan, so muss ich, obschon Sie vielleicht darüber lächeln werden, bis auf mehr an anderthalbhundert Jahre ausholen und bey den von meinem seligen Grossvater Christoph Fischer (natus 1691, den 21. May) anfangen, dessen Vater Conrad Fischer, Mitglied des damaligen Kleinen Rathes und seines Handwerks ein Kürsner<sup>60</sup>, ihn zum Kupferschmid bestimmte, vorher aber gut schulen und namentlich auch für etwelche Handelskenntnisse, die freylich im Vergleich mit den heutigen erstaunend beschränkt waren, anziehen liess. Indessen bewiesen sie sich aber auch weit ungefährlicher als nun, und boten, wenn auch nur kleinen, doch fast immer sichern Gewinn dar. Nachdem mein Grossvater die Profession hier gut erlernt hatte, durchwanderte er ganz Teutschland bis an die Nordsee. Über Frankfurt am Main heimkehrend, wo er auch einige Zeit arbeitete, fasste er dort zur Messzeit den Gedanken, wenn er später sich zu Hause werde etablirt haben, was Anno 1717 im December geschah, verschiedene Gegenstände von Kaufmansgut aus der Schweiz hinzubringen, und von dort namentlich rohe und verarbeitete Messingwaaren, die von Aachen auf diesen grossen Marktplatz von Teutschland gebracht wurden und von denen ich selbst noch welche besitze, so wie einige andere Artikel, als wie Niederländer Flachs und dergleichen, dafür zurückzunehmen. Auf einer dieser Expeditionen musste mein seliger Vater Johann Conrad Fischer, geboren den 4. May 1721, gestorben den 24. May 1811, auch ein Kupferschmid<sup>61</sup>, und Anno 1767 zum Rathsherrn und 1772 zum Vogtrichter erwählt, als Knabe von kaum 14 Jahren (1735) den Gutwagen bis nach Frankfurt und so auch wieder zurück, den Weg meistens zu Fuss machend, begleiten. Dieses hinderte aber nicht, dass ihn mein Grossvater, ehe er als Kupferschmid zur Profession angehalten wurde, die 6 Klassen in der hiesi-*

<sup>60</sup> Die Bezeichnung «Kürsner» beruht auf einem Lesefehler. Fischers Urgrossvater war von Beruf Küfer. Schib/Gnade, *Fischer* 26,3. Fischers Angaben über seine Vorfahren sind eine Zusammenfassung der in den «Biographischen Notizen» enthaltenen Angaben.

<sup>61</sup> Aus einem Protokoll des Schaffhauser Kleinen Rates vom 19. Mai 1759 (Staatsarchiv Schaffhausen, RP 216, 986) erfahren wir, dass Johann Conrad Fischer (Vater) seit 1757 auch die Verfertigung von Feuerspritzen betrieb.



gen lateinischen Schule durchmachen und während der Lehrzeit nicht nur im Zeichnen und dem Französischen, sondern auch im Tanzen und Fechten (damals trug beynahe jedermann noch Stok und Degen) unterrichten liess, welch letzteres Exercitium ihm indessen später in einer Aventure in Polen, in die er auf der Strasse zwischen Warschau und Danzig ganz ohne alle Veranlassung von seiner Seite hineingezogen wurde, gut zu stat-  
ten kam.

Die Erziehungsweise, die mein Grossvater meinem Vater angedeyen liess und die derselbe dann, aus eigener Erfahrung belehrt, wie wohltätig und dem Stand eines Professionisten angemessen sie seye, auch auf mich übertrug<sup>62</sup>, war ihrer Art nach streng und hauptsächlich darauf gerichtet, nebst Aneignung guter Kenntnisse in dem zu betreibenden Beruf auch noch das zu erlernen, was den Bürger einer wiewohl nur kleinen Republik befähigen könne, eine Ehrenstelle (Geldstellen gab es dazumahl nur äusserst wenige und jedenfalls, in Vergleich mit den Geschäften, geringe) anzunehmen, falls Pflicht und Neigung ihn zur Bekleidung einer solchen bestimmen möchte, obschon er für sich selbst (mit Ausnahme der Obmansstelle beym Handwerk, die nun, nachdem sie auf meinen Vater übergegangen, seit seinem Tode von mir verwaltet wird) nie nichts annehmen wollte und öfters, wie mir mein Vater gesagt, sich mit dem Spruch schützte «Wer nit i's Gricht und Roth goht, d'r wasst nit, wie wohl dass um si Seel' stoht». Aus Welterfahrung, ich rede noch von meinem Grossvater, hatte er in sein Zeichnungsbuch von Kupferschmidsarbeiten, Drachenköpfen, Ornamenten und dergleichen folgende drey, wie er sie nannte Klugheitsregeln eingeschrieben: erstens «Trau, schau wem», zweitens «Trau keinem Wolf auf grüner Heid' und keinem Juden bey seinem Eyd und keinem Krämer bey seinem Gewissen, sonst wirst' von allen dreyen b'sch[i]ssen», drittens «Gottes Barmherzigkeit und der Pfaffen Geizigkeit und der Bauern Bossheit währet bis in Ewigkeit – Amen». Die damalige Sprache verstand noch nicht die Sachen, die sie sagen wollte, zu überzukern wie heutigen Tages.

Ich komme nun zu einer kurzen Biographie meines seligen Vaters. Die weiten Reisen, die auch er als Kupferschmidgeselle während 9 Jahren gemacht und deren ich in meiner Schwedenfahrt, wie Sie solche auf ächt Scandinavisch zu nennen belieben, erwähnt habe, verbunden mit bereits innehabenden und noch auf selbigen erworbenen technischen Kenntnissen und dem Weltbürgerthum, zu dem man, alle obige Umstände miteinander vereinigt, ich möchte sagen unwillkührlich, gelangt, nebst seiner Arbeitsamkeit und verständigen Sparsamkeit, gaben ihm eine zimlich sorgenfreye

---

<sup>62</sup> Bis jetzt kaum beachtet wurden die Briefe Christoph Jezlers an die Eltern Fischer, in denen er diesen Ratschläge zur schulischen Erziehung Johann Conrad Fischers gab (Stadtbibliothek Schaffhausen, D 67). Zwei Briefe sind auszugsweise abgedruckt bei Barbara Schnetzler, *Johann Conrad Fischer als Industriepionier zwischen Handwerk, Wissenschaft und Geschäft*, in *Ferrum* 55, 1984, 10–11.



und auch ehrenhafte Stellung im Leben, das er im 90. Jahre, nach drey, während drey Tagen sich wiederhohlenden Blutstürzen, sanft und bey vollkommenem Bewusstsein endete. Seine Denkweise war ganz und ächt republikanisch und in confessioneller Beziehung im höchsten Grade tolerant, so dass um der katholischen Gesellen willen, was übrigens auch bey mir noch fortgeführt wird, des Freytags nur Fastenspeise auf den Tisch kam.

Ich kan Sie versichern, lieber Freund, diese Gesinnungen, grösstentheils aus eigenen Erlebnissen entsprungen, waren wärmer und reeller als sie heutigen Tages, dieser Zeit der hohlen Phrasen, es sind. Noch muss ich eines Verses gedenken, den mein Vater inwendig über die Thür seines Schlafzimmers geschrieben hatte, die mir eine weitläufige Schilderung von ihm in moralischer Beziehung erspart und also lautet: «Lass' die müden Augenlieder, nie zum Schlafe sinken nieder, bis du dreymahl nachgedacht, wie der Tag sey zugebracht. Erst, wo hat man dich gesehen? Zweytens, was ist Gut's geschehen? Drittens, was ist Schlim's vollbracht? Freu dich, hast du recht gewandelt, straf dich, hast du schlimm gehandelt, überdenk dies jede Nacht.»

Wie er mich zum Gewerbe in der Werkstatt anbildete, war ganz einfach. Er stellte mich wie einen andern Lehrjung unter die Gesellen, so dass ich am Sonntag nicht einmahl ein Stok tragen durfte, dass ich nicht hochmüthig werde, hatte aber das Auge sehr auf mir bey der Arbeit. Ich konnte, was immer für ein Stük ich mir getraute zu machen, es vornehmen, und er sagte gar nichts, wenn es trotz seiner oder der Gesellen Anweisung zu Grunde gieng, aber ich durfte keines von anderer Art anfangen, bis statt dem verdorbenen etwas Rechtes herauskam, denn nur, sagte er, durch die Fehler muss man lernen. Während der Lehrzeit hatte ich sehr wenig Geldt; ich brauchte auch in der That nicht viel, und das Wenige, was ich brauchte gab mir meistens meine selige Mutter, eine Frau von vielem Verstande und ausgezeichnet geschickt im Blumenmalen. Fast jedesmahl, wenn ich wieder einen kleinen Zuschuss haben sollte, sagte sie «Schwig' doch nu, und heusch 'em Vater nünt, i will der jo schu gi wat bruchst, wenn d's nu recht awend'st.»

Sie starb zwey Jahre früher als mein Vater im Jahre 1809, von mir und meinen Kindern sehr geliebt und bedauert. Ihr Name war Helena Spengler, und älteste Tochter von Herrn Rathsherr Spengler, Stattmaurer, Bruder von dem berühmten Conchyliologen<sup>63</sup>, dessen ich in meiner Schwedenreise gedacht. Er hatte die Aufgabe seines Handwerks über sein Zeitalter hinaus begriffen und als simpler Maurergesell seine Wanderschaft bis nach Stockholm ausgedehnt. Ich habe noch schwedisch Brodt (Kaka Brø), schwedisch Geldt, einen schwedischen Kalender und eine kleine Bibel von ihm. Ein Jahr lang blieb ich noch als Geselle zu Hause mit einer Löhnung von 36

---

<sup>63</sup> Es handelt sich um Lorenz Spengler. Eugen von Philippovich, *Lorenz Spengler (1720–1807)*, in *Schaffhauser Beiträge* 58, 1981, 307–312.



Kreuzer per Woche, und verfertigte in dieser Zeit ganz eigenhändig eine Feuersprize für die Gemeinde Altenburg bey Rheinau, für deren Güte und Dauerhaftigkeit ich nach dem Willen meines Vaters mich schriftlich gegen dieselbe verpflichten musste. Seither sind 56 Jahre verflossen, und ist disfalls noch keine Reklamation gemacht worden.

Nun bin ich an dem Punkt, wo ich in die Fremde gieng, Anfangs Juny 1792. Das Wichtigste von diesem Abschnitt meines Lebens ist in der Reisebeschreibung nach Stokholm enthalten, nur muss ich noch eines Benehmens von meinem seligen Vater gegen mich gedenken, das zu seiner Charakteristik gehört. – Ich schrieb ihm im Frühjahr 1793 von Potsdam aus, ich werde noch in Berlin und Hamburg trachten zu arbeiten und dann gegen den Winter von Lübek nach Copennhagen überschiffen und den Grossoncle dort besuchen. Nun scheint es dass meine Mutter ihm bemerkt hatte, dass er mich nur mit einem gewendeten Kleid in die Fremde geschickt habe, in sofern als er mich in seiner Antwort frug, ob ich kein Geldt brauche, da ich, weil mein Verdienst ausreichte, ihm nie um keines schrieb. Ich erwiederte darauf, da ich mich neu kleiden sollte, so bedärfe ich, wenn er wolle, dass ich ihm und mir Ehre mache, 10 Louisdor, die, wenn er es gut finde, er mir Poste restante nach Hamburg schiken möchte.

Einige Monate später dort angelangt fand ich auf der Post statt 10 15 Louisdor vor. In Copennhagen sagte mir der Herr Hofagent Fröhlich von Brugg, Tochtermann von meinem Grossoncle, als ich kaum angelangt war, «Herr Vetter, Euer Herr Vater hat mir geschrieben, wenn Ihr einige Schillinge brauchen solltet (ein dänischer Schilling ist ungefähr was ein Zürcher Schilling), so solle ich sie Euch vorstreken. Ich wollte Complimente machen, allein er öffnete seine Brieftasche mit der Bemerkung «junge Leute brauchen immer Geldt» und, o Wunder, diese Schillinge hatten sich in einen Dreyssigthalerzettel (= 60 Gulden Valuta) verwandelt. Von dieser Zeit an hatte ich, was ich bedurfte, genugsam. Auf ausdrückliches Verlangen meines Vaters kam ich im Spätjahr 1794 von England nach Schaffhausen zurück und fieng zu Hause angelangt gleich wieder an zu arbeiten und richtete auch nachher eine Drehbank für mich ein, da ich in Copennhagen das Drechseln zimlich gut erlernt hatte und es dann in London bey dem Mechaniker Rhe<sup>64</sup> nebst Feilenarbeit ununterbrochen betrieb, was mir nachher bey Verfertigung meiner Teleskopen, wozu ich die ersten Anleitungen in Hertels, und dann die weiteren nebst der Theorie, in Mudges, Newtons und Bürjés Abhandlungen darüber erhielt, gut zu statten kam. Die Veranlassung zu dieser Fernröhrenfabrik, wofür ich aber nur mein eigener Kunde war, kennen Sie schon. Das zu jener Zeit für vorzüglich schön gehaltene

---

<sup>64</sup> Über Samuel Rhee siehe William Otto Henderson, *J. C. Fischer and his Diary of Industrial England 1814–51*, London 1966, 24–25. Am nördlichen Ende der Shoe Lane, an der Rhee seine Werkstätte betrieb, bestand seit den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts eine grosse Kupfer- und Messinggiesserei samt Schmiede des William Pontifex (freundliche Mitteilung von John Fisher, Guildhall Library, London).



Fräulein Catharina von Waldkirch (ich hatte aber gefunden, sie seye die Allerschönste), geboren 1775, den 30. April zu Neunkirch, Kanton Schaffhausen, wo ihr Vater, Junker Obherr von Waldkirch<sup>65</sup>, damals Landvogt war, wohnte bey meiner Zurükunft aus der Fremde bey ihrer Grossmamma, das sechste Haus von mir weg auf der andern Seite der Strasse, zum blauen Trauben benannt. Mein Haus heisst, wie Sie wissen, zum rothen Fass (wie gut schikt sich nicht dieses zusammen?) und ist auch wie das meinige mit einem Erker versehen, was sehr kommod war. Und so geschah es nun wie Bürger in einem seiner Gedichte sagt, «Blandine sah her, Lenardo sah hin» etc., was Samstags, an welchem Tage ich regelmässig auf der Strasse verzinnte, am häufigsten geschah.

Gegen Weyhnachten (vide mein Gedicht am Christtag 1796) versprochen wir uns, nota bene nur unter uns, trotz der Wachsamkeit einer gegenüberwohnenden Tante und einem Argus in der Gestalt einer alten Magd, deren Augen ich aber, zwar nicht wie Merkur mit der Flöte, sondern mit einem andern klangreichen Material verschloss, und den todt en Gast von Herbesheim<sup>66</sup>, hatten wir in Schaffhausen auch nicht zu fürchten.

Zwey Junkeren, Schulkameraden von mir, hatten zwar auch Appetit bekommen, und der Papa hatte ihnen als Gesellschaftsgeossen von ihm seine Neigung zugewendet, die Mamma aber war, nach der Regel, anderer Meynung und auf meiner Seite, und da Heyrathsangelegenheiten de jure in das Departement der Frauen gehören, so blieb ihr auch der Sieg und mir die Braut.

Abends und Nachts am 14. Februar 1848  
nächster Tage geb Gott das Mehrere

## 8

### Fortsetzung meines Briefes vom 14. Februar

Das hier noch Unerhörte war also geschehen und der Kupferschmid führte das wohladeliche Fräulein heim. Zur Ehre meiner verstorbenen Schwiegerältern seye es indessen gesagt so wie meiner damals auch noch lebenden Grossschwiegerältern, Junker Rittmeister Stokar von Neuforn und dessen Gemahlin, geborene von Brunn<sup>67</sup>, dass sie mir nie Anlass gaben zu finden, dass mein Schurzfell ihnen ein Gräuel sey. Auch meine Frau,

---

<sup>65</sup> Beat Wilhelm von Waldkirch zum Luchs, Obherr der Kaufleute, Landvogt zu Neunkirch und Stadtgerichtspräsident (siehe Anmerkung 67).

<sup>66</sup> Anspielung auf Zschokkes Novelle «Der todte Gast» (in Heinrich Zschokke, *Sämtliche Novellen* 1, Leipzig 1904, 133–223). Für den Hinweis danke ich Claudia Clavadetscher.

<sup>67</sup> Georg Ludwig Stokar von Neuforn (1720–1807) kopuliert 1743 mit Catharina Gertrud von Brunn auf Hammerstein (1722–1806). Die Tochter Maria Magdalena (1749–1820) verheiratete sich 1772 mit Beat Wilhelm von Waldkirch (1744–1816). Stadtarchiv Schaffhausen, Genealogische Register, Waldkirch 48. Stokar 43.



obschon von höherem Stande, hätte durch ihre Kenntnisse in Führung der Haushaltung, wozu sie ihre Grossmamma, bey welcher sie erzogen wurde, angeführt, und durch ihre beständige Thätigkeit manche aus niedrigerem beschämt. Während 46 Jahren unseres Zusammenlebens hatten wir, Gott sey Dank, mit Ausnahme des Hinschieds unserer Eltern und dem Unglück das meinen ältesten Sohn Johann Conrad Fischer (vide dessen Nekrolog in den Verhandlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft vom Jahr 1830, deren Mitglied er war) betroffen, und der als Associé von Herrn John Cockerill in Lüttich zu grossen Hofnungen berechtigte, weder bedeutende Krankheit, mit Ausnahme einer einzigen aber nur kurzdaurenden, die mich Anno 1800 befiel, noch andere Unfälle, die das Leben verbittern, zu erdulden, welches sie am 11. November 1842, an den Folgen einer Brustwassersucht, verlies. Sie starb mit der Beruhigung, dass unsere Kinder bey Fleiss und Arbeit, auf dem von ihnen allseits schon betretenen Weg, mit Gott und Ehren durch die Welt kommen werden.

Aller politischen Geschäfte, die früher viel von meiner Zeit in Anspruch nahmen, sowohl wegen geschwächtem Gehör, Folge meines Berufs, als aus Apathie gegen die Irrthümer und Unbilden der Gegenwart, die sich so grosser Fortschritte rühmt, und so wenig an wahrem Guten zu Tage fördert, schon seit einiger Zeit entsagend, lege ich hier nur als Curiosum zu beliebiger Einsicht mein Votum, das ich vor 50 Jahren auf der Schmidzunft als der jüngste der Rathsherren abgab, bey<sup>68</sup>. Das Papier ist gelb, die Dinte blass und meine Haare sind grau geworden, aber meine Gesinnungen sind dieselbigen geblieben, und doch, wunderbarer Umschwung der Dinge, hielt man mich damals für einen Jakobiner und feindete mich auch gebühlich dafür an, während ich erst kürzlich in einem öffentlichen Blatt als Conservativer, will sagen Aristocrat, bezeichnet wurde. Das Conserviren ist indessen so übel auch nicht, wie beede zusammen, wie Figura zeigt, schon über anderthalbhundert Jahre zu gut haben, und manchem unserer liberalen Grossenwortführern würde ein ähnliches Bestreben körperlich und ökonomisch auch ersprieslich seyn, damit die Tage nicht gar so früh anrücken, von denen sie sagen werden, sie gefallen mir nicht.

Noch einige kleine Drukschriften bezüglich auf mein politisches Leben, und etwelche kleine Arbeiten in das Militairfach gehörend, welchem ich bis in das 54. Jahr meine Dienste gewidmet, dann aber von der Regierung auf mein Ansuchen mit ehrenvollem Abschied unter Beybehaltung meines Ranges und Grades derselben enthoben wurde, lege ich hier ebenfalls zur Einsicht bey. Ich kan mich bey dieser Gelegenheit nicht enthalten, obschon es eine Digression ist, die nicht ganz hieher gehört, Sie auf den grossen Unterschied aufmerksam zu machen, was ich in der Anrede an meine Officiere, denen ich vor etlich zwanzig Jahren Collegien lass, glaubte andeuten zu müssen, was sie nothwendig wissen sollten, und aber auch dieses Wissen sich aneignen können, wenn sie schon heute als Soldat und morgen wieder

---

<sup>68</sup> Dieses Blatt fehlt leider, wie auch alle übrigen genannten Beilagen.



im Bürgerkleid zu erscheinen im Fall seyen; nun aber erstaunt bin ich über die Forderungen die vor nicht gar langem der Eydgenössische Kriegs Rath an die Stabsofficiere stellt. Wie viele dass denselbigen werden Genüge leisten wollen oder können, wird die Zeit lehren, aber auffallend war es mir, dass, während man ihnen die Kenntniss der feinsten Theorien und abstractesten Wissenschaften anmuthet, durchaus nichts gesagt ist, wo sie auch sollen lernen eine Kanone zu giessen und fertig zu machen oder einen Flintenlauff schweissen oder Stuzerlauff bohren und ziehen, während dieses in auswärtigen polytechnischen Anstalten für Militair eine *conditio sine qua non* ist.

Was hilft die Theorie ohne Praxis? Dem Quartband füge ich noch ein Büchlein in dem kleinsten Duodezformat bey. Ich wollte Behufs meiner und meiner Officiere probiren, wie aus einem dicken Buch, dem damaligen Eydgenössischen Exercirreglement für die Artillerie, das mir um seiner Corpulenz und Weitschweifigkeit willen als unpraktisch vorkam, (namentlich für die Feldmanöevres, als dem Wichtigsten,) etwas Klares und Brauchbares, ganz in Nuce, könnte dargestellt werden; und mir wenigstens leistete es gute Dienste, was an der Farbe des ersten und letzten Blattes, denjenigen der Gebetbücher frommer Leute ähnlich, die die Hände nicht vorher waschen ehe sie ihre Andachtsübungen beginnen, gut zu erkennen ist.

Diesen Drukschriften und Manuskripten habe ich noch 2 Fragmente meiner Tagbücher beygefügt, wovon mir das vom 9. April 1793 darum das Liebste ist, weil es die Grundursache zu der freylich viel später statt gehalten persönlichen Bekantschaft und dadurch, was ich so hoch schätze, erworbenen Freundschaft von Ihnen ist. Dem Interesse am Bergbau und Hüttenwesen, dem ich auch in Schweden meine Aufmerksamkeit zuwendete, so viel es damals Zeit und Umstände erlaubten, verdankte ich später, dass mir, *monoculus inter coecos rex*, die hiesige Regierung, als sie im Jahr 1803 wieder selbstständig geworden, die Direction unseres Grubenbaus auf Eisenerzt, die ich seither ununterbrochen besorgt, anvertraute. In einer späteren Mission von selbiger an Sie (ich traf Sie aber nicht in Aarau an, sondern musste Ihnen nach nach Zofingen reisen) um Sie (als Modell) für den Bergbohrer zu bitten, den Sie bey Sulz unweit Laufenburg gebraucht hatten, falls man sich hier entschliessen würde einen machen zu lassen, lag also der Grund dieses für mich so schätzbaren Ereignisses, dessen Sie sich vielleicht erst jetzt wieder erinnern werden, da ich Ihnen damals noch ganz unbekant war.

Das zweyte Fragment meiner Tagebücher oder vielmehr Anzeichnungen, die in der Regel in meinem Kalenderlein Platz finden, füge ich als Anhang zu allem dem Kram, womit ich Sie bescheert, bey. Den Notizen über die Attaque bey Beuzen, die ich zufällig dem Herrn Stabshauptmann Nüscheler<sup>69</sup> gezeigt, wurde die Ehre angethan, dass ich von dem Herrn

---

<sup>69</sup> David Nüscheler (1792–1871) zeichnete sich 1815 als Unterlieutenant bei der Belagerung von Hüningen aus, später Oberstlieutenant im eidgenössischen Geniestab. *HBLS* 5, 314.



General Guiger<sup>70</sup> für den Generalstab um eine Copie davon gebetten wurde, die er wegen der Treue der Darstellung belobend verdankte. Und endlich, mein lieber Freund, bekommen Sie noch, weil es auch ein Tagesereigniss war, die Geschichte der Tochter des Wirthes Mosshammer. Wie hätten Sie aus dieser schlichten Erzählung des so merkwürdigen, ganz wahren Ereignisses, ausgeschmückt mit dem Anziehenden und dem Reichthum Ihrer Darstellungsgabe, so etwas Schönes machen können! Welche Situationen für ein Drama!

Nun aber genug! Ich weiss nichts mehr zu geben, Sie haben dessen ohnedies schon zuviel bekommen. Sondern Sie das Korn, wenn etwelches darunter ist, von der Spreu – Sie wollten es ja so haben. Was dann nun schliesslich Ihr Plan, in welcher Weise dasjenige von meinen literarischen Arbeiten und was Sie denselben von sich aus noch beyzufügen gutfinden in das Publikum zu bringen seye anbetrifft, so stimme ich demselbigen nicht nur ganz vollkommen bey, sondern ich muss Ihnen aufrichtig gestehen, dass ich mich schäme, dass Sie sich nur so viel mit mir bemühen. Mancher edle Fürst würde es gewiss gerne sehen, wenn Sie sich einer solchen Arbeit in Bezug auf ihn unterziehen würden, denn da ist doch gewiss ein starker Unterschied. «Wichtigeres thut sich bey ihm begeben, als bey mir in meinem kleinen Leben» – und ich muss Sie wirklich noch einmahl bitten, alles auf sich zu nehmen, wie es mit dieser Sache her und zugegangen.

Sollte übrigens bey dem vielen, das ich Ihnen schon von mir gesagt, dennoch etwas mangeln, namentlich in chronologischer Beziehung, so bitte ich nur es mir anzudeuten, und nun grüsse ich Sie von Herzen.

Ihr ergebener Freund  
J. C. Fischer

Schaffhausen, den 16. Februar 1848

P. S. Die Postscripta sind eigentlich ein Vorrecht der Frauenzimmer, und darum bringe ich sie nicht gern in Anwendung; hier ist es nothwendig wegen Ihrer Anfrage N. 4. Unter den (zimlich vielen) Büchern meines seligen Vaters befand sich auch ein Kunstbuch und in selbigem eine Angabe Weisskupfer zu machen. Dieses musst du probiren, dachte ich, weil du ja ein Kupferschmid wirst, und holte in der Apotheke auf meine Faust hin Arsenik, weil dieses dem Kupfer die Farbe benimt. Der Apothekergehülfe frug mich über dessen Verwendung, und er mit meiner Auskunft befriediget, gab mir noch andere Bücher alchemistischen Inhalts, als wie des Theophrastus Paracelsus, Raymundus Lullius und des Mönchs Basilii Valentini Currus

---

<sup>70</sup> Charles Jules Guiger (1780–1840). 1830 wurde Guiger zum kommandierenden General der eidgenössischen Armee ernannt. HBL 4, 8.



*triumphalis Antimonii, da er selber auch am Stein der Weisen laborirte und zu meiner grossen Freude entdeckte ich auch noch unter den Büchern meines Vaters den Baptista Porta. Als mein Vater hinter mein Laboriren kam, war er zuerst böse und sagte, du und der Apotheker und alle Goldmacher sind Narren. In der Herzensangst erwiederte ich nur, der Apostel Paulus habe ja gesagt «Prüfet alles, und das Gute behaltet», und so liess er mich gewähren, überzeugt dass die Sache von selbst aufhören werde, was auch richtig geschah. Indessen war es doch nicht ganz ohne Nutzen für mich in späterer Zeit, so wie das Geistercitiren für Sie. Einer der vorzüglichsten hat doch Ihrem Ruf gefolgt, und Sie haben ihn dann in Ihre Schriften (wie der Fischer in Tausend und einer Nacht in das kupferne Gefäs) hinein gebannt und versiegelt. Valé!*

*Noch ein Postscript. Im verwichenen Jahr verwirklichte ich (als Erfindung) die Fabel vom Ovid, wie Venus und Mars in der Vereinigung von dem Vulcan umstrikt worden. Ich brachte nemlich die bleibende Verbindung vom Kupfer mit Eisen im Schmelzfeuer zu Stande, was bisher für unthunlich gehalten wurde. Es ist eine sehr nützliche Alliage, und habe ich in Österreich bereits dafür ein Privilegium erworben. So viel noch ad Vocem der Alchemie.*